

Bianka Minte-König
& Gwyneth Minte

Liebe?

Aber klar doch!

Roman

Wilhelm Heyne Verlag
München



Beutefieber

Das Drama begann im *Lindenpark*.

Ich hielt mich an einer Flasche Alcopop fest, da stand er plötzlich neben mir. Er hatte mich unsanft am Ellenbogen gestoßen und dabei genau den Musikantenknochen getroffen. Ich biss mir auf die Unterlippe, konnte aber ein unartikulierte Gurgeln nicht ganz unterdrücken. Hektisch und ziemlich erbost drehte ich mich zur Seite, um den Übeltäter so richtig schön rund zu machen und starrte direkt in seine Augen.

Liebes Lieschen, die waren ja so was von blau! Wow! Wie das Mittelmeer! Die luden ja geradezu zum Baden ein ... Aber als ich gerade darin abtauchen wollte, hingte sich eine total aufgebrezelte Ische an seinen Arm und zerzte den Typen, zu dem diese traumhaften Augen gehörten, einfach weg. Frechheit!

Ich brach meinen angefangenen Tauchgang abrupt ab und stierte dem Typ konsterniert nach. Ich schluckte. Das gab es doch nicht! Liebe auf den ersten Blick – wer glaubte denn an so was! Also, ich jedenfalls hatte es immer als puren Unsinn abgetan. Von Kitschromanschriftstellern erfunden, um von der Tristesse des real existierenden Beziehungsnotstandes zwischen den Geschlechtern abzulenken. Die ultimative Liebesformel war doch sicher eine Gleichung mit mehreren Unbekannten, die zu dividieren, potenzieren und multiplizieren waren und die am Schluss sicher noch das Ziehen einer Wurzel plus Hinzufügen

eines Logarithmus erforderte und dennoch nicht aufging. Nee, da war ich eigentlich immer Pessimist gewesen. Liebe auf den ersten Blick – das konnte es einfach nicht geben!

Erneutes Schlucken, weiteres verwirrtes Hinterherstarren. Wo ... wo wollte der denn hin? Halt! Stopp! Konnte nicht mal jemand eingreifen?

Festhalten!, wollte ich rufen, aber ich hatte plötzlich einen superfetten Frosch im Hals. Na prächtig! An dem würgte ich noch herum, als mein Traumprinz im Diskogewühl verschwand!

»Ist was?«, fragte meine beste Freundin Paula, die beste Friseurin der Stadt und begeisterte Kaffeesatz-Prophetin, äh, Pardon, esoterisch angehauchte Hexe! »Du guckst so seltsam.«

»Ich ... ich muss ihn haben«, stammelte ich gänzlich von der Rolle, weil mich noch nie ein Mann so umgehauen hatte.

Also mal abgesehen von ... nee, der eigentlich auch nicht! Jedenfalls nicht durch einen einzigen Blick. Nein, wirklich, den K.-o.-Schlag, den Felix mir bei unserer Liebeszene im Studentenkabarett vor versammeltem Publikum verpasst hatte, den konnte man echt nicht zählen. Obwohl der mich ja wirklich aus den Pumps gehoben hatte. Felix! Liebes Lieschen! Der umschlich mich seit einem Semester wie ein liebestoller Pavian. Wozu ich aber nur eine Meinung hatte: Zurück auf die Bäume, ihr Affen! Da spielte doch dieser Mr Blue Eyes in einer ganz anderen Liga!

»Los, hinterher!«, verfiel ich in Hektik. »Krieg raus, wie er heißt, wo er wohnt, was er macht und ... äh ... ach ja, bring am besten gleich seine Handynummer mit.«

Nun war es Paula, die irritiert aus ihren schicken Klammotten guckte, was meine zweite beste Freundin Melli zu der weisen Bemerkung veranlasste, dass wohl heute die Nacht der verstörten Weiber sei.

»Oder haben wir Vollmond und ihr seid grade dabei, aus eurer Normexistenz zu schlüpfen und euch in männermordende Göttinnen der Jagd zu verwandeln? Diana in der barocken Bildkunst zum Beispiel ...«

»Red nicht so geschwollen!«, fiel ich ihr ins Wort, denn jetzt war wirklich nicht der passende Augenblick für einen ihrer kunstwissenschaftlichen Exkurse. »Kümmere dich lieber um den Typ. Ich muss wissen, wer er ist. Um jeden Preis!«

»Aber der ist mit einer Tusse da«, bemerkte Paula zaghaft und mit leicht moralisierendem Unterton. So, als wollte sie sagen: Du böses Mädchen willst doch wohl nicht in eine bestehende Beziehung einbrechen.

Wollte ich nicht? Würde ich aber wohl bald müssen, denn wie sollte ich sonst jemals an einen Typ kommen? Moral hin, Moral her! Aber einen beziehungsfähigen Single zwischen fünfundzwanzig und dreißig, der nicht bereits mit dem Nestbau beschäftigt war, den musste frau erst mal finden. So jemand stand doch nicht an jeder Straßenecke rum oder stolperte einem in den Vorlesungen vor die Füße! Obwohl da ja allerlei stolperte.

Es war doch leider so: Sah ein Typ wirklich gut aus und hatte auch noch – Freude hoch drei – das passende Alter für unsereins, dann hing garantiert schon eine andere Frau an seinem Arm. Und wenn das nicht der Fall war und die übrigen Faktoren stimmten, dann hatte er meistens einen gravierenden Charakterfehler. Mindestens einen. Frauen wussten schon, warum sie den bisher stehen gelassen hatten. Wahrscheinlich war er Sockensortierer oder Beckenrandschwimmer, ließ die Wäsche bei Mama waschen oder aß zum Frühstück rohe Knoblauchzehen. Wobei diese Knoblauchesser zu einer ganz besonders perfiden Spezies gehören. Erst stinken sie einen zu und wenn man sie dennoch heiratet, sterben sie noch nicht

einmal beizeiten weg, weil das Zeug ein ewiges Leben verleiht. Ich sage nur: Johannes Heesters! Woher ich das weiß? Weil ich mal als Komparsin für eine Traumschiffgala stundenlang neben ihm sitzen musste. Aber lassen wir das. Fest steht auf jeden Fall, dass im Leben immer irgendwo der Wurm drin ist.

»Na und?«, meinte Melli mal wieder mit dem überbordenden Optimismus ihrer individualisierten Weltsicht. »Wenn dir das Leben einen Wurm gibt, mach einen Köder draus!«

Ha ha ha! Da lachte ich aber. »Und du glaubst, damit kriegst du dann einen tollen Fisch an den Haken?«

Melli grinste frech. »Wieso *ich*? Ich denke, *du* bist die Bedürftige?!«

»Waaas?« Ging es der noch gut?

Aber ungerührt fügte sie trotz meines Ausbruches hinzu: »Wenn du schon beim bloßen Blick in zwei blaue Augen derart ausflippt, deutet das meines Erachtens auf die höchste Alarmstufe hin. Gib es zu, du hast Feuer gefangen! Leugnen ist zwecklos.«

»Stimmt«, pflichtete Paula ihr auch noch bei. »Da muss ein Hormonstau vorliegen. Normal ist dein Verhalten jedenfalls nicht.«

Aber ich hatte jetzt wirklich keine Zeit, mich mit den beiden herumzustreiten, denn das Objekt meiner Begierde driftete zusehends weiter in den Hintergrund der Disko ab und entzog sich so immer mehr einem möglichen Zugriff.

»Ich habe aber auch nur Pech!«, stöhnte ich und starrte in Panik meinem am anderen Ende der Tanzfläche im Halbdunkel der Disko kaum noch zu erkennenden Mr Right nach. Immer noch klebte mir der Blick aus seinen blauen Augen auf der Netzhaut. Himmel, der Typ entsprach aber mal total meinem Beuteschema. Ich spürte,

wie Adrenalin in mein Blut einschoss und meine Hormone begannen, Salsa zu tanzen. Mir lief sogar schon der Sabber im Mund zusammen. Was musste ein Typ mit solchen Augen lecker schmecken ... tu mi piaci ...

»Hey, Alix, nun komm mal wieder runter!«, stieß mich Paula, dieser Tugendbolzen, brutal von meiner Wolke, auf der ich grade hinter ihm herschweben wollte. »Der ist vergeben, du musst dir schon einen anderen suchen.«

Und mit einer allumfassenden Geste deutete sie auf die unattraktive Auswahl von männlichen Wesen, die sich auf der Tanzfläche und bevorzugt an deren Rand zusammenballte. Spackige Studies, durchgestylte werktätige Bevölkerung mit massenhaft Gel im Haar und – wie grausam – jede Menge Ich-hab-doch-schon-fast-das-Abi-in-der-Tasche-Kerle, die nur hier waren, um ihren Schulfrust mit reichlich Bier runterzuspülen. Kurz: Da war niemand, der dem Vergleich mit meinem Mittelmeer-Augen-Typ auch nur annähernd standhielt.

»Ich muss ihn haben!«, stöhnte ich noch einmal auf, um mich dann Melli, welche die Tatkräftigere meiner beiden Freundinnen war, an den Hals zu werfen und herzerweichend und Beistandsprogramme aktivierend zu jammern: »Wenn ihr mir nicht wenigstens seine Handynummer besorgt, stürze ich mich in den Stadtgraben oder vom I-Punkt oder schmeiß mich hinter die Regionalbahn!«

Okay, der Stadtgraben war zurzeit abgelassen und das I-Punkt-Hochhaus war total entkernt worden, sodass man nicht wirklich leicht nach oben kam ... und die Regionalbahn würde nach Streichung der Bundeszuschüsse wohl niemals fahren ... Lassen wir das also.

Paula, die gute Seele, wirkte dennoch echt alarmiert. Jedenfalls fuhr sie sich Frisur zerstörend mit der Hand durch ihre mittellangen braunen Haare. Das tat sie öfters, wenn sie scharf nachdachte. Na, immerhin eine, die

ihre kleinen grauen Zellen für mich anwarf. Jetzt aber bitte auf Turbo schalten, sonst war der Typ am Ende wirklich weg. Welch grauenvoller Gedanke! Ich suchte die Disko leicht panisch mit den Augen ab. Verdammt, wo war er?

»Er, er, er kann doch nicht weg sein...«, stotterte ich entsetzt. Ich rüttelte Paula in höchster Erregung so heftig am Arm, dass ihr das Alcopopfläschchen aus den Fingern glitt und ich meins vor Schreck gleich hinterherwarf. Klirrend zerbrachen beide auf dem Boden. Oh nein, das nicht auch noch. Musste ausgerechnet heute wieder einer meiner berühmt-berüchtigten Chaostage sein? Dabei hatte ich doch noch nicht mal meine Tage.

»Da siehst du, was du angerichtet hast, Alix!«, maulte Paula und wurde total rot, weil ihr das Ganze so peinlich war. Nichts hasste sie mehr, als im Mittelpunkt des Interesses von fremden Leuten zu stehen. Es sei denn, sie sang. Tat sie aber grade nicht und hatte sie wohl auch nicht vor. Ungesungen klangen ihre nächsten Worte gar nicht freundlich.

»Wisch den Mist wenigstens weg!«, flüsterte sie hektisch. »Schnell, bevor es jemand mitkriegt.«

Auch typisch Paula. Mist durfte man machen, aber merken durfte es keiner, sonst kriegte sie sofort ihren Obrigkeitssammel. Den hatte sie zu meinem Leidwesen schon in der Schule entwickelt. Wahrscheinlich, weil jeder bei ihr Mathe abschreiben wollte und sie ständig zwischen Schülern und Lehrern stand. Solidarität oder Gehorsam? Aber den Konflikt konnten wir damals leider nicht für sie lösen, denn wir waren absolut auf ihr Mathewissen angewiesen. Wir ahnten natürlich nicht, dass sie deswegen einen Schaden fürs Leben kriegte und bei jeder kleinsten Unregelmäßigkeit aus Angst vor Obrigkeitsschelte gleich anfang zu schlottern wie ein Nackthund beim Bad in ei-

nem Sektkübel. Dabei war das Mädchen doch nie erwischt worden! Hm, ich machte mir schnell einen Knoten ins Hirn: Mal gelegentlich über Therapiemöglichkeiten für Paula nachdenken!

Mein innerer Coach grünte mal wieder impertinent: *Am besten buchst du gleich eine Doppelcouch!*

Frecher Kerl! Aber mit dem jetzt bloß keine Debatte anfangen. War schlimm genug, dass ich ihn nach einem Kurs zum Selbstmanagement, in dem ich ihn auf Anraten des Trainers als geistiges Korrektiv erschaffen hatte, nicht mehr losgeworden war. Nun mischte er sich ständig ungefragt in meine laufenden Geschäfte ein. Da kehrte ich doch lieber mit meinen Gedanken schnell wieder in die Disko zurück. Der Anblick, der sich mir da bot, war allerdings auch nicht sehr erhebend. Ich starrte auf die Glasscherben und die Pfütze zu unseren Füßen. Blue Curaçao Breezer ... Wirklich schade drum, das Zeug war ja auch nicht gerade billig.

»Ich hasse diesen Abend!«, entfuhr es mir, aber es blieb mir nichts anderes übrig, als zum Klo zu pilgern und einen Stapel Papierhandtücher zu holen, um das Malheur zu beseitigen. Andere ließen ihren Dreck ja meist liegen, aber frau hatte ja Manieren.

Wenigstens begleitete Melli mich, während Paula aufpasste, dass niemand in die Scherben latschte. Klar, dass Melli sich im Waschraum gleich wieder auf den Spiegel stürzte und zu einer Generalüberholung ihres Make-ups ansetzte. Als sie dann aber auch noch anfang, an meiner zu Übungszwecken von Paula mit einem künstlichen Haarteil aufgetürmten Hochsteckfrisur herumzufingern, und mir vorschlug, dass ich doch ein paar Strähnen herunterlassen sollte, kriegte ich eine Krise. Klar, sie hatte ja nur ein paar rote Stoppeln auf dem Kopf, aber das gab ihr nicht das Recht, meinen Kopf als Ersatz zu missbrauchen.

Hände weg! Hier wurde nichts runtergelassen – auch wenn das dem Genius Loci dieser Örtlichkeit eigentlich entsprach.

Ich entzog mich Mellis kunstfertigen Fingern und stoppte ihren kreativen Eifer mit den eher weniger kunst sinnigen Worten: »Lass den Schrott! Paula wartet auf uns.«

Tat sie wirklich. Händeringend. Wie ein Strohalm im Wind versuchte sie mehr oder weniger erfolgreich, die Leute davor zu bewahren, in die Scherben und die Pfütze zu treten.

»Na, endlich«, stöhnte sie und wischte sich über das er hitzte Gesicht, als wir wieder auftauchten.

Klar, dass sich Wimperntusche und Rouge zu einer etwas burlesken Melange vermischt hatten. Na ja, besser bunt als blöd.

Natürlich hatte ich während der ganzen Aktion weiter an den Typen mit den magischen blauen Augen gedacht und sah mich nun auch gleich wieder forschend nach ihm um. Ob er noch im Schummerlicht an der Bar stand? Mitnichten! Oh nein, der war doch nicht tatsächlich weg!?

»Wie konntest du ihn gehen lassen?«, fauchte ich die arme Paula an. »Schaff ihn sofort wieder her!«

Ein irritierter, ganz und gar fassungsloser Blick war Paulas Antwort. »Bist du jetzt völlig durchgeknallt? Vielleicht ist er aufs Klo.«

Vermutlich nicht. Aber wenn doch? Ob ich mal eben ...

»Lass es!«, sagte Melli, als hätte sie meine Gedanken gelesen. »Du wirst dich nicht so weit entblöden, dem Typ aufs Klo nachzusteigen.« Würde ich nicht?

Ich stierte noch mal suchend umher. Also wenn er nur für kleine Jungs war, dann würde er ja über kurz oder lang wieder auftauchen. Tat er aber nicht. Jedenfalls nicht eindeutig. Ehrlich gesagt, liefen mir zweimal Typen durch

die Optik, die mich stark an ihn erinnerten, aber sicher war ich mir nicht. Im Grunde hatte ich ihn mir nämlich gar nicht richtig angeschaut – nur seine blauen Augen. Wenn er mich damit noch einmal ansehen würde, ja, dann würde ich ihn sofort erkennen, meinen ultimativen Mr Right. Aber er sah mich ja nicht noch mal an. Leider. Der Typ war einfach wie vom Erdboden verschluckt. Merde! So was passierte aber auch immer nur mir.

Na gut, das könnte natürlich daran liegen, dass Paula schon seit der zwölften Klasse einen Freund hatte, an dem sie immer noch klebte, und Melli sowieso mit einer etwas eigenartigen Einstellung zu Liebe und Partnerschaft ihr Singledasein kultivierte. So war ich momentan die Einzige von uns dreien, die ernsthaft daran interessiert war, sich einen Typ zu angeln, der eventuell sogar beziehungsstauglich war. Schade, ein potenzieller Kandidat war mir also grade mal wieder durch die Lappen gegangen.

Amor, du warst auch schon mal besser, dachte ich leicht verschnupft und fand, dass er irgendwie den Anschluss an die Moderne verpasst hatte. Alleine seine Tools waren ja nun schon reichlich antiquiert. Ehe er seinen Pfeil angelegt und abgeschossen hatte, war jede Beute längst über alle Berge. Vielleicht sollte er von Pfeil und Bogen auf Schnellfeuergewehr umstellen. War das jetzt politisch unkorrekt?

Meinen inneren Coach schien es zu amüsieren, jedenfalls kicherte er nervig und meinte reichlich albern: *Peace, Schwester! Ein toter Lover ist auch nicht viel besser als gar kein Lover.*

Nicht *viel* besser?! Der war kein bisschen besser! Ich war ja schließlich nicht nekrophil und stand auf Leichen! *Der Kuss des kalten Lovers! Sex in der Pathologie! Horror!*

Ich begab mich seufzend in die Hocke, schmiss einige

von den Papierhandtüchern auf den Curaçaosee und begann mit den anderen, die Glassplitter zusammenzuwischen. Um mich herum nichts als Beine. Meine Herren, müffelte das hier unten. Wenn das die stimulierenden Pheromone sein sollten, dann: Prost Mahlzeit, Sexualität! Das hier war jedenfalls nicht sehr animierend. Ich konnte eher wetten, dass fünfzig Prozent der umstehenden Typen weder frische Socken noch frische Unterwäsche an hatten. Das Schwein im Manne ...

Irgendwie musste neben dem umwerfenden Duft auch ein ziemlicher Sauerstoffmangel in den bodennahen Schichten der Disko herrschen. Jedenfalls nahm es mir schier den Atem und als ich mich mit einer Ladung Scherben in der einen und einem Knäuel durchweichter Tücher in der anderen Hand etwas abrupt aufrichtete, drehte sich plötzlich alles um mich. Wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft schnappend krachte ich benommen in Mellis Arme.

Na, wenigstens war das Mädchen geistesgegenwärtig genug, mich aufzufangen. Ich merkte noch, wie mir der mühsam zusammengeraffte Müll aus den Fingern glitschte, dann wurde mir absolut schwarz vor Augen.

Ich hasse Diskos, ich hasse Alkohol und ich hasse Männer, war das Letzte, was mir durchs Gehirn schoss, dann stellte es – jedenfalls vorübergehend – seine Tätigkeit ein.

Als es wieder ansprang und ich meine Umwelt wie durch einen leichten Nebel erneut wahrnahm, starrte ich in ein paar mittelmeerblaue Augen. Worauf ich gleich wieder in Ohnmacht fiel. Na ja, nicht wirklich. Aus einem Reflex heraus schloss ich nur meine Augen sofort wieder, weil ich so total überwältigt war und sonst ersoffen wäre in diesen unergründlich tiefen Seen seiner Augen. Was waren die aber auch blau. Echt blaue Wunder!

Da musste ich aber doch noch mal ganz schnell hin-

gucken. Aber holla, was für ein unglaubliches Glück, dass der Typ noch da war und sich offenbar auch noch um mich kümmerte. Frohlockend riss ich meine Augen auf – so weit, dass mir die Augäpfel fast aus dem Kopf gekullert wären. Und was sah ich: Mellis und Paulas Gesichter, die sich besorgt über mich beugten! Nix blaue Augen! Nur grün und braun.

»Geht's besser?«, fragte Paula wie eine Krankenschwester in der Notaufnahme.

Ich schoss hoch, nur um gleich wieder mit leichtem Schwindel zurückzutaumeln.

»Wo ist er?«, schrie ich nahezu hysterisch. »Was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Kann ich helfen?«, fragte eine ruhige männliche Stimme in meinen Aufschrei hinein.

»Nee, nee, geht schon. Unsere Freundin hat einen etwas schwachen Kreislauf ...«

»Nicht zufällig 'ne Alkoholvergiftung? Am besten geht ihr mit ihr mal ein bisschen an die frische Luft.«

Kräftige Hände packten mich unter die – Gott sei Dank! – rasierten Achseln, zogen mich hoch und bugsierten mich in Richtung Ausgang. Und ehe ich mich versah, stand ich, von einem Rausschmeißer unsanft hinausbefördert, in der kühlen Nachtluft vor der Disko. Frechheit!

Paula nahm mich sofort, voll ihr Mutter-Teresa-Syndrom auslebend, in die Arme und wuschelte mir so liebevoll durch die Haare, dass nun tatsächlich die Strähnen fielen. Aber das war mir jetzt auch egal. Wen interessierte das, wo er weg war.

Wenig später kam Melli mit unseren Klamotten.

»Es ist wohl das Beste, wenn wir jetzt gehen«, meinte sie und konnte ihre Enttäuschung kaum verbergen.

Wie es schien, hatte sie sich für den Abend auch etwas vorgenommen, wenn auch nicht unbedingt gleich was

fürs Leben, wie ich. Nun musste Diana ihre Pfeile ungenutzt wieder in den Köcher packen. Deprimierend. Aber wie gesagt, mit denen schien mir das eh nicht mehr richtig zu funktionieren.

»Wir, wir können gerne noch bleiben, wenn ihr ...«, stammelte ich schuldbewusst, weil ich den beiden den Abend verdorben hatte. Außerdem dachte ich, wenn wir jetzt gehen, werde ich dieses Wunder von einem Typen garantiert nie wiedersehen. Aber es half nichts.

Meine Freundinnen blieben hart und ich musste zugeben, dass der Alkoholkonsum des Abends seine Spuren hinterlassen hatte. Mir war ziemlich schlecht.

»Okay«, gab ich zögernd nach, »gehen wir halt. Aber ihr bringt mich um mein Lebensglück.«

»Ach, Quatsch«, sagte Melli brutal, um dann aufbauend hinzuzufügen: »Auch andere Mütter haben schöne Söhne.«

Ich schüttelte resigniert den Kopf.

»Aber nicht mit solchen blauen Augen!«



... wie das Blau, wie das Blau deiner Augen ...

Der Typ ließ mich nicht ruhen. Kann es sein, dass ein Paar mittelmeerblaue Augen bei einer ansonsten physisch und psychisch fitten weiblichen Person Anfang zwanzig eine Psychose oder gar Zwangsneurose auslösen können?

»Möglich«, sagte Paula schulterzuckend, »bei entsprechender Veranlagung ...«

»Häh?«

Wie war denn das nun zu verstehen?

»Na ja, hast du Familienangehörige, die schon mal in der Klappe waren?«

»Sehe ich so aus?«

»Das ist keine Frage des Aussehens, sondern der gene-

tischen Prädisposition«, gab Melli ihren wissenschaftlichen Senf dazu.

»Aha. Und woran erkennt frau, dass sie prä... äh... disponiert ist?«

»Daran, dass sie Verwandte in der Klapse hat.«

Na schön. Hatte ich nicht. Oder? War da nicht eine entfernte Tante Amalie meiner Mutter, die ihren Gatten gemeuchelt hatte, weil er sie mit einer anderen betrogen hatte? Eher doch ein verzeihliches Delikt als behandlungsbedürftiger Irrsinn!

Er ist mir ins Messer gelaufen, hatte sie immer beteuert, *zehnmal ist er mir ins Messer gelaufen, nachdem ich ihm zwei Warnschüsse in den Kopf gefeuert hatte.*

Quatsch! Ich grinste, denn diese Szene stammte aus dem Film *Chicago* und hatte mit der Tat meiner Tante in Kleinbrusdorf so viel zu tun, wie ihr manisch-depressives Irresein mit meiner momentanen Verknalltheit. Also behielt ich die genetisch belastende Tante Amalie für mich und wendete mich meinem Frühstücksbrötchen zu.

Melli und ich hatten bei Paula geschlafen und saßen nun in ihrer kleinen Küche bei geöffnetem Fenster im Sonnenschein und ließen uns duftenden Kaffee und Marmeladenbrötchen schmecken. Selbst Paula biss herzhaft zu und hatte offenbar ihre *eiserne* Diät mal kurz zu den Akten gelegt. Ich schlürfte den starken Kaffee und dachte, während mich die Sonne an der Nase kitzelte, wie toll es doch war, dass Paula dieses Apartment unter dem Dach ihres elterlichen Siedlungshauses bewohnte, wo sie uns schon nach mancher durchgemachten Nacht Bed & Breakfast zur Verfügung gestellt hatte. Lag halt einfach günstig zur Innenstadt.

Gut, ein bisschen spießig war es schon, in unserem Alter bei den Eltern zu wohnen, und ich hätte es sicher um keinen Preis der Welt getan. Unemanzipatorisch war es

außerdem, aber es hatte zweifelsfrei den Vorteil, dass sie ihre Wäsche in einer hygienisch einwandfreien Waschmaschine waschen konnte, während ich jedes Mal im Waschraum des Studentenwohnheims, in dem ich seit einem Jahr lebte, vor der Frage stand, wer wohl vor mir gewaschen hatte und ob der Waschgang dreckige Unterwäsche, stinkende Socken oder eine versiffte Heimtierdecke enthalten hatte. Gruselig! Nach einer visuellen Überprüfung der Maschine, bei der ich stets etwas Verdächtiges fand – schwarzes Brust- oder Schamhaar, undefinierbare Fussel, in der Trommel klebende mitgewaschene Slipeinlagen –, ging ich meist mit meinen Klamotten wieder nach oben und verschob die Wäsche auf den nächsten Besuch bei meiner Mutter.

Meine Mutter!

Ja, Entschuldigung, aber das muss hier wirklich mal kurz erwähnt werden, auch wenn es eine unendliche Geschichte ist. Also meine Mutter war ja eigentlich überhaupt kein Klammertyp, aber als ich sie mit der Tatsache konfrontierte, dass ich nicht nur studieren, sondern auch ausziehen wollte, da kriegte sie glatt so etwas wie eine depressive Krise. Sie gab das natürlich nicht zu, aber die Ränder unter ihren Augen zeugten ganz klar von etlichen schlaflosen Nächten, in denen sie das Problem, das in meinen Augen überhaupt keins war, hin und her gewälzt hatte und sich im Bett gleich mit. Tagelang führten wir jeden Morgen beim Frühstück – es fing schon während des Abis an – immer das gleiche Gespräch.

»Und du willst nicht erst noch ein freiwilliges soziales Jahr machen?«

Nein, wollte ich nicht und ich wollte auch nicht freiwillig dazu gezwungen werden, weil Onkel Hermann ein Altersheim im Vorharz leitete, das so prima von uns aus zu erreichen war.

»Du könntest erst einmal hier wohnen bleiben und bei Onkel Hermann im Altersheim arbeiten.«

Ja klar, Bettpfannen leeren, Schnabeltässchen reichen, Dekubitus umbetten ... Herrje, ich war keine Krankenschwester und wollte auch keine werden. Aber darum ging es ja gar nicht. Mama suchte nur einen Grund, damit ich nicht auszog. Wirklich, allen Ernstes. Immer hatte sie erzählt, wie sehr sie den Tag herbeisehnte, an dem mein Bruder und ich endlich auf eigenen Füßen stehen könnten, und nun das.

»Ich will Medienwissenschaften studieren, dazu muss ich nicht in einem Altenheim gearbeitet haben.«

»Ja, dann wäre doch ein, ein Vorpraktikum bei mir in der Werbeagentur vielleicht ganz sinnvoll ...«

»Der Studiengang sieht Praktika vor, aber die sind integriert und während des Studiums abzuleisten und nicht vorher.«

»Ach.«

Meine Mutter rührte gedankenverloren in ihrem Kaffee.

»Dann studierst du also schon gleich zum Wintersemester?«

»Ja, mache ich.«

»Ein Schnupperstudium, ein Studium generale? Erst mal alles kennenlernen, das solltest du machen. So lange wohnst du dann noch bei uns, bis du dann genau weißt, was du studieren willst und wo das am besten geht.«

»Das weiß ich schon und ich habe auch schon die Bewerbungsunterlagen der ZVS. Ich muss nur noch meinen Abischnitt abwarten.«

Meine Mutter trank langsam den Kaffee. »Wir haben hier auch eine sehr gute Uni.«

»Ja, darum bleibe ich ja auch hier, wenn es klappt und ich einen Studienplatz hier zugewiesen bekomme. Es gibt halt einen scharfen Numerus clausus.«

»Dann kannst du also doch bei uns wohnen. Das finde ich vernünftig.«

Ja, ja und ökonomisch sinnvoll und praktisch und ... und ... und ... Nur nicht loslassen. Liebe gute, beste Mutter, ich habe es versucht ... *dich zu lassen ... doch es geht nicht ...*

Wirklich, es ging echt nicht, dass ich weiter bei meinen Eltern wohnte. Schon die Wäsche alle zwei Wochen dort zu waschen, das Fresspaket mitzunehmen und das Geld zugesteckt zu kriegen, ging eigentlich auch nicht, doch da war ich – nicht ganz uneigennützig – kompromissbereit. Es ging aber überhaupt nicht, dass ich weiter in meinem Mädchenzimmer unter ihrem Dach lebte. Wie oft hatte ich mich auf Zehenspitzen in der Nacht reingeschlichen, um meine Eltern nicht zu stören, um sie nicht merken zu lassen, dass ihr kleines Mädchen einen zu viel getrunken und geraucht hat und auch noch einen Typ mit ins Bett nahm ... wirklich, das ging nach dem Abi nicht mehr.

Studieren macht frei! Also musste meine Mutter einsehen, dass mit dem Beginn des Studiums ein neues Zeitalter anbrach ... Mother Goose musste ihr Küken flügge werden lassen.

»Ich werde ausziehen. Ich ... ich ziehe ins Studentenwohnheim. Das ist ziemlich günstig.«

»Aber warum denn, Kind, das ist doch nicht nötig, du hast doch alles hier, was du brauchst.«

Ja, alles, außer meiner Freiheit, dachte ich und gab ihr, um sie nicht zu schockieren, einen anderen Grund für meine Nestflucht an: »Du, es ist wegen der sozialen Kontakte, nirgends findet man so schnell Anschluss wie in einem Studentenwohnheim.«

Das hatte ich ja damals selbst noch geglaubt. Dass in diesem Affenfelsen von 230 Single- und Doppelapart-

ments außer den ominösen Waschräumen mit suspekten Waschmaschinen keine weiteren Sozialräume existierten, ahnte ich da noch nicht.

Ja und dann hatte meine Mutter regelmäßig ein Einsehen – bis zum nächsten Frühstück –, griff zum Löffel und klopfte ihr Ei auf, das sie bei ihren nächsten Worten akribisch abpulte.

»Da hast du freilich recht, Kind«, sagte sie. »Man sagt ja, die Universität sei der größte Heiratsmarkt. Vielleicht findest du ja sehr schnell dein Glück...«

Mein Glück sicherlich, war nur die Frage, ob es Mann hieß.

In der Hinsicht war ich damals aufgrund meiner bisherigen Erfahrungen ziemlich gespalten und eigentlich wollte ich auch nicht zum Heiraten an die Uni, sondern zum Studieren. Das sollte insofern Sinn ergeben, als frau bei erfolgreichem Abschluss möglicherweise trotz prekärer Arbeitsmarktlage einen ihrer Traumjobs bekam und auch ohne männlichen *Ernährer* nicht verhungern musste. Allerdings merkte ich sehr bald, dass frau auch emotional verhungern konnte... aber dazu später mehr.

»Sicherlich, Mama«, gurrte ich also sanftmütig wie eine Taube. »Und im Studentenwohnheim knüpfen sich noch viel leichter Kontakte.«

Sie seufzte. »Und wirklich nicht erst im zweiten Semester?«

Ich schüttelte den Kopf und dachte: jetzt oder nie. Wenn sie erst merkte, dass es ganz gut möglich war, während meines Studiums bei meinen Eltern zu wohnen, dann würde ich überhaupt nicht mehr wegkommen. Also noch ein letztes, taktisch geschicktes Argument: »Du musst dich doch jetzt auch mehr um Robbie kümmern. Wo der so tief in der Pubertät steckt...«

Aber das war ein anderes Thema und stand heute Morgen bei Paula wirklich nicht zur Debatte. Es gab weiß Gott Wichtigeres als Retrospektiven auf meinen Abschied vom Elternhaus. *Ich verlasse deine Stadt*... na ja, nicht ganz, aber wenigstens das Haus. Und zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich dann doch noch ein ganzes Jahr zu Hause kleben blieb, weil mein Abischnitt natürlich nicht reichte, um den NC zu schaffen, und die tatsächlich auch noch ein dusseliges Vorpraktikum erwarteten. Also riss ich das bei Mama in der Werbeagentur ab, was aber eigentlich ganz lustig war. Dass ich dann noch das ganze erste Semester im Nest hocken musste, lag vor allem daran, dass ich zwar endlich einen Studienplatz an meiner Heimatuni bekam, aber keinen Wohnheimplatz. Da waren die irgendwie übertrieben sozial und meinten, sie müssten erst mal den Auswärtigen eine Bleibe verschaffen. Erst nachdem ich dann alle paar Wochen zum Studentenwerk gerannt war und außerdem noch behauptet hatte, dass ich mit meinen Eltern und meinem Bruder absoluten Stress hätte und sonst das Studium abbrechen müsste, wiesen sie mir endlich einen Platz zu. Allerdings nur in einem Doppelapartment, in dem schon seit vier Jahren eine Inderin lebte. Das merkte ich dann auch, nachdem ich beim Eintreten über circa hundert Paare bunt verzierter Filzlatschen gestolpert war. Küche, Bad und auch der winzige Flur waren von ihr heimatlich *gestaltet* worden und die kleine Küche war ein einziges Gewürzregal. Als ich das erste Mal den abgestandenen Geruch ihrer exotischen Kochorgien schnupperte, war ich drauf und dran, wieder zu Mama zu flüchten. Gut, dass ich es nicht tat, sondern standhielt. Mir wäre viel entgangen, vor allem eine wunderbare Freundschaft. Aber die erste Zeit mit Sophya war wirklich nicht gerade leicht.

Ich schob den Gedanken daran beiseite und kaute heftig auf meinem Brötchen herum. Ich konnte kaum noch an mich halten. Also doch Zwangsneurose. Hektisch würgte ich den letzten Bissen runter.

»Ich muss ihn finden!«

»Wen musst du finden?«

»Na, ihn, diesen Typ von gestern ... den aus der Disko.«

Nun sah Paula mich an, als hätte sie nicht mehr die geringsten Zweifel, dass bei mir eine ganz starke genetische Prädisposition zum Irresein vorhanden war.

»Bist du schwachsinnig?«, sagte sie denn auch. »Wie willst du in einer Großstadt wie unserer einen Typ aufreiben, von dem du nichts weißt außer seiner Augenfarbe?«

Da hatte sie aber mal recht. Leider. Ich fragte mich das ja selbst schon seit dem Aufwachen.

»Weiß ich auch nicht«, gab ich zu. »Aber irgendwie muss er doch zu finden sein.«

Auch Melli schien nun an meinem Verstand zu zweifeln. Sie goss sich Kaffee nach und starrte mich sprachlos an. Dabei merkte sie gar nicht, wie ihre Tasse langsam voll und voller wurde und schließlich überlief.

»Dein Kaffee«, machte ich sie darauf aufmerksam.

Ihr Malheur lenkte sie einen Moment von meinem kritischen seelischen Gesundheitszustand ab, aber als sie alles mit Kleenex aufgetupft hatte, meinte sie: »Alix, vergiss doch den Typ. Das ist 'ne reine Spinnerei von dir und außerdem war er doch in Begleitung. Vielleicht ist er verlobt oder verheiratet oder sogar verheiratet.«

»Ist er nicht!«, giftete ich Melli leicht weinerlich an. »Ist er hundert Prozent nicht!«

Wie konnte sie nur so etwas behaupten? Ein Typ, der mit seinen Augen dermaßen meine Seele streicheln konnte, war nie und nimmer verheiratet!

»Ach, und wieso bist du dir da so sicher?«

»So etwas fühlt eine Frau. Ähm, na ja. Also, er hatte es ... im Blick.«

Melli nickte, erklärte mich offenbar zu einem hoffnungslosen Fall und konzentrierte sich ganz darauf, ihr nächstes Brötchen aufzusäbeln.

»Wenn du mir dann irgendwann mal den Trick verrätst, wie man an den Augen der Männer erkennen kann, ob sie verheiratet oder noch frei sind, wäre ich dir sehr verbunden. Da erspart frau sich sicher viele Fehlgriffe.«

Gott, konnte das Mädchen zynisch sein.

»Vielleicht könnte ich eine Annonce in der Zeitung aufgeben ... Sie sucht Ihn ... mittelmeerblaue Augen ... gestern im *Lindenpark* ...«

Ich merkte an Paulas stierendem Blick, dass das bei meinen Freundinnen wohl nicht so gut ankam.

»Nein? Nicht gut?«

»Gar nicht gut. Weil es nämlich reine Geldverschwendung ist.«

»Radio vielleicht? Regionalfunk, Radio *Regenbogen*? Die bringen doch manchmal dringende Durchsagen.«

»Das ist aber keine dringende Durchsage.«

»Für mich schon.«

»Wen interessiert das!« Melli war kurz davor, auf die Palme zu krabbeln.

»Komm langsam mal wieder ins wirkliche Leben zurück. Wolke sieben ist schließlich kein Daueraufenthaltsort.«

Schade, ich fände es eigentlich ganz gemütlich ... wenn, ja, wenn der entsprechende Lover an meiner Seite wäre. War er aber nicht und würde er auch wohl nie sein, wenn ich den Einwürfen meiner Freundinnen Glauben schenkte. Aber warum eigentlich? Sie hatten doch gar keine Ahnung. Schließlich hatten nicht sie, sondern ich ihm in die Augen geschaut ...



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen.

Originalausgabe 07/2007

Copyright © 2007 by Bianka Minte-König/Gwyneth Minte

Copyright © 2007 by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Redaktion: Christiane Wirtz

Umschlaggestaltung: init.Büro für Gestaltung, Bielefeld

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-58022-0

<http://www.heyne.de>



Bianka Minte-König, Gwyneth Minte

Liebe? Aber klar doch!

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-58022-0

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2007

Drei junge Frauen auf der Suche nach Mr. Right - Chaos hoch drei und turbulente Liebeswirren garantiert!

Mehr als ein Paar umwerfend blaue Augen kann Alix von ihrem Traummann auf die Schnelle nicht erkennen, schon ist er im Gewühl verschwunden. Da gibt es nur eines: Die besten Freundinnen Melli und Paula müssen ran und Alix bei der Suche nach Mr. Blue Eyes helfen.

Die neue Serie von Bestsellerautorin Bianka Minte-König – herrlich respektlos, wunderbar romantisch und schonungslos witzig!